

HIMBA

Durchs Kaokoveld zum Kunene – zu den letzten Nomaden Namibias

Text und Fotos Frank Hoffmann

Wir schwitzen wie die Affen. Die Sonne glüht schon morgens um zehn und vereinzelte Teerflecken auf dem Parkplatz neben dem modernen Supermarkt fangen an, sich bereits zu verflüssigen. Nachdem wir die zwölf Kilo Maismehl, zwölf Kilo Zucker und einen Kasten mit Vaseline-Dosen verstaut haben, sind wir wie durchs Wasser gezogen.

Zwei Reserveräder, Werkzeugkasten und Wasserkarister für 60 Liter vervollständigen neben unseren persönlichen Habseligkeiten schon fast die gesamte Ausrüstung für unsere Expedition in den Nordwesten Namibias.

Zunächst einmal steuere ich den schweren Toyota-Geländewagen durch den Verkehr von Windhoek. Natürlich immer auf der „falschen“ Straßenseite – denn hier fährt man links. Bald sind die Außenbezirke der kleinen Hauptstadt erreicht und wir schnurren auf der gut ausgebauten B1 nach Norden. Jetzt um die Mittagszeit blendet uns die Sonne direkt von vorn, denn auch die scheint hier von der „falschen“ Seite, aus dem Norden. Über Okahandija und Otjiwarongo erreichen wir am späten Nachmittag das Städtchen Outjo. Obligatorisch für uns ist hier im fast letzten Außenposten der Zivilisation jedes Mal der Besuch beim „deutschen Bäcker“. Leckere Schweinsöhrchen, Kuchen und vor allem der beste Eiskaffee des südlichen Afrika!

Im gemütlichen Garden-Hotel mit bester österreichischer Küche träumen wir von aufregenden Tagen auf dem Weg zum Kunene – dem nördlichen Grenzfluss zum Nachbarland Angola.

Meine Frau Gerdi ist recht skeptisch – ob der Abenteuer, die uns erwarten. Wir sind nur zu zweit unterwegs und ohne Begleitfahrzeuge – durch ein Gebiet, weit ab von den üblichen Touristenrouten.

Elefanten?

Bei Kamanjab hört der Asphalt auf. Eine gigantische Staubfahne hinter uns herziehend prügeln wir den Toyota den Grootbergpass hinauf. Einmalig ist die Sicht von hier oben auf eine bis zum Horizont wogende goldgelbe Grasfläche. Bei der Weiterfahrt entpuppen sich manche Bäume und Büsche in der Ferne als Zebra, Strauß oder Kudu. Ein Schild warnt vor Elefanten. Die mächtigen Hinterlassenschaften der grauen Riesen können wir überall auf der Pad* entdecken. Aber selbst im Camp von Palmwag, wo Elefanten oft direkt zu



den Zelten und Bungalows kommen, sind heute für uns keine zu erspähen. Unter Palmen liegt das Camp malerisch am Rand eines grünen Schilfgürtels, in der Ferne umrahmt von Tafelbergen, die jetzt im Abendlicht apfelsinenfarben schimmern. Mit einem Uralt-Jeep sind wir mit dem schwarzen Naturführer des Camps bis

*) Südwestdeutsch: Straße, Piste, Pfad



zum endgültigen Sonnenuntergang im Busch unterwegs. Wir beobachten Oryxantilopen, Springböcke und auch immer wieder die scheuen Kuduantilopen. Als der große glutrote Ball im Westen den Horizont berührt, kredenzt uns unser schwarzer Begleiter Sekt und bunte Häppchen. Also haben wir die Zivilisation noch immer nicht endgültig verlassen.

Oberstleutnant Franke

Die staubige Pad empfängt uns am nächsten Morgen mit Schlaglöchern und Wellblech. Immer wieder geht der Weg durch trockene Flussbetten, die man hier in Südwest Riviere nennt. Stein- und Sandstrecken wechseln sich ab. Für den Toyota jedoch kein Problem. Selbst Pkw kommen hier noch recht gut voran. Die Landschaft zeigt uns Busch- und Grasland. Immer wieder kleine Gruppen von Springböcken, die oft erst im letzten Moment mit hohen Bocksprüngen die Straße kreuzen. Hin und wieder winzige Ansammlungen von armseligen Hütten der hier lebenden Damaras. Die Straße führt hügelab und hügelab. In der Ferne ragen uralte Zeugenberge bis 1500 Meter in den azurblauen afrikanischen Himmel.

Das alte deutsche Fort in Sesfontein empfängt uns inmitten eines trockenen, staubigen Örtchens, wo man nicht begraben sein möchte. Inmitten der alten Lehm-mauern bilden jedoch Palmen und knorri-ge Feigenbäume ein leidliches Schattendach.

Von 1902 bis 1906 entstand unter dem

Oberstleutnant der deutschen Schutztruppen Franke das Fort. Per Ochsenwagen karrte man das nötige Baumaterial auf monatelangen Trecks heran. Heute gibt es in der kleinen Bar sogar einen Kühlschrank, so dass wir unseren Rockshanty – ein typisch namibisches Erfrischungsgetränk – nicht warm genießen müssen.

Einige schwierige Kilometer westlich des alten deutschen Forts eignet sich das Rivier des ausgetrockneten Hoanib recht gut zur Beobachtung der Wüstenelefanten. Bis zu 70 Kilometer sind die Wüstenelefanten jeden Tag unterwegs – auf der Suche nach Nahrung und Wasser. Bis zu vier Tagen können diese Tiere ohne Wasser auskommen. Andere Elefanten müssen täglich etwa 160 Liter trinken.

Ins Kaokoveld

Weiter geht unsere Reise immer nordwärts auf der staubigen D 3704. Hier beginnt das 50.000 Quadratkilometer große Kaokoveld. Wir verlassen das Damaraland und fahren ins Reich der Himba – der letzten echten Nomaden des südlichen Afrika. Bis 1990 war dieses Gebiet vom südafrikanischen Militär hermetisch abgeriegelt. Heute ist das Kaokoveld mit seiner Einsamkeit und den zurückgezogen lebenden Himba zur letzten Herausforderung Abenteuer suchender Individualreisender geworden.

Wir durchfahren staubtrockenes Buschland. Die Schluchten zwischen Sesfontein und der Straßenzweigung Anabeb haben wir hinter uns gelassen. Auch die Berge ziehen sich immer weiter nach rechts und links an den Horizont zurück. Ab und zu treffen wir auf eine Ziegenherde. Tödlich für die überweideten Flächen. Nur spärlich stehen die einzelnen Grashalme und der Wind fegt die rote und ockergelbe Erde in bunten Wolken übers Land.

Hinter den Eintragungen Otjozongombe oder Ombombo, die auf unserem Kartenmaterial wie Großstädte eingezeichnet sind, verbergen sich Ansiedlungen mit drei oder vier Hütten, vor denen dann eine Handvoll Hereros oder Damaras im Staub sitzen und uns fröhlich zuwinken.

Die Landschaft wird wieder abwechslungsreicher. Wir kriechen den Joubert-Pass hinauf. Das steilste Stück hat man geteert. Auf dem Schotter hätte sonst selbst unser Allradler kaum Traktion. Herrlich ist von oben der Blick auf die vor uns liegende Pad, die sich in Schlangenlinien durch die Giraffenberge zieht, um weit im Norden im Dunst zu verschwinden. Wir durchfahren enge Kurven und oft ist die Piste nicht viel breiter als unser Pickup. Gegenverkehr wäre hier nicht angesagt. Aber im Laufe des Tages kommen uns auch nicht mehr als fünf Fahrzeuge entgegen. Öfter begegnen uns jetzt schon kleine Rinderherden. Ganz anders als auf den kommerziellen Farmen des Südens zeigen sich die bunten Rinder hier mit gewaltigem Gehörn. Unter einem Affenbrotbaum am Straßenrand machen wir Mittagsrast.

Die Roten Menschen

Kurz hinter der Abzweigung nach Kaoko Otavi stoßen wir auf die ersten kleinen Ansiedlungen der Himba.

Wegen der Kargheit des Kaokoveldes leben die Himba sehr weit verstreut voneinander in kleinen Clans. Ihr Besitz sind Rinder, Ziegen und ab und zu ein paar wenige Schafe. Die Anzahl der im Kaokoveld lebenden Himba schätzt man auf maximal 5000. Während andere Stämme unter kolonialem Eifer christianisiert wurden, entzogen sich die Himba weitestgehend diesen Einflüssen.

Noch heute ist ihre traditionelle Kleidung lediglich ein lederner Lendenschurz. Die „Roten Menschen“, wie man die Himba nennt, haben eine ebenso schwarze Hautfarbe wie alle Bantuvölker. Die rotbraune, glänzende Farbe, besonders der Frauen, rührt vom zerstoßenen Roteisenstein, dessen Pulver mit Tier- oder Butterfett vermischt aufgetragen wird. Schutz vor Austrocknen, Sonnenbrand und Moskitos – und Schönheitsideal.

Staubgraues Opuwo

Zuerst aber mal erreichen wir die Distrikthauptstadt Opuwo. Am Rande des Städtchens wilde Siedlungen aus Wellblech, Pappkartons und Plastikplanen. Zuflucht entwurzelter Himba – gelöst von ihrem Clan, ohne Perspektiven, ohne Zukunft.

Die Innenstadt Opuwos besteht aus einer staubigen Straße, eingerahmt von zwei Tankstellen, drei oder vier Supermärkten, die nun aber absolut nicht super zu nennen sind. Neben nacktbrüstigen Himbafrauen, flanieren Hereros im dunklen Anzug. Hererofrauen trifft man in der typischen wilhelminischen Tracht und ihren breiten bunten Hauben und Angehörige der hier stationierten namibischen Armee in relativ glatt gebügelten Uniformen neben zerlumpten Damaras. Unter grauschmutzigen Plastikfolien bieten Zeltbuden bunte Stoffe und Textilien an. Vor zahlreichen Bottlestores, meist geführt von den geschäftstüchtigen Ovambos, sammeln sich Gruppen von Männern mit Bier- oder Weinflaschen in der Hand zu ohrenbetäubender Musik aus hüfthohen Boxen, die man einfach ins Freie geräumt hat. Am Wegrand sitzen ganze Himbasippen mit allen Habseligkeiten oder den Einkäufen des Tages und warten auf Mitfahrgelegenheit in ihre oft hunderte Kilometer entfernten Krals. Auf winzigen, verbeulten rostigen Pickups drängen sich Dutzende von Schwarzen samt Gepäck und Kleinvieh eng zusammen. Zweirädrige Donkeykarren zockeln, gezogen von Maultieren oder Eseln, gemütlich im Zickzack die Straße entlang. Die häufig alkoholisierten Wagenlenker überlassen es dann oft den Tieren, den Heimweg zu finden.

Wohlhabende Ovambos oder Hereros hupen mit ihren PS-starken, klimatisierten Geländewagen diese ganze Szenerie rücksichtslos zur Seite.

Außer uns scheint sich niemand um dieses bunte, mit einer mehligsten Staubschicht überzogene Nebeneinander zu wundern. Zu wundern scheint man sich nur über zwei Weiße, die mit staunenden Augen kurz vor Sonnenuntergang hier einen Abendspaziergang machen.

Das Ohakane-Gästehaus versteckt sich neben der lärmumtosten Shell-Tankstelle hinter einer hohen Mauer. Die weißen Besitzer wohnen in Windhoek und überlassen dem schwarzen Personal die Betreuung der wenigen Gäste. Wir sind heute die einzigen Besucher. Das Abendbüfett reicht gut für Zwanzig. Was übrig bleibt, darf von der Belegschaft verzehrt werden. Geduldig wartet die, bis wir gesättigt und vor allem todmüde unser Zimmer aufsuchen.

Milipap, Zucker und Tabak

Randvoll mit 140 Litern Sprit im Tank, wieder eine ockergraue Fahne hinter uns her-



ziehend, donnert unser Toyota die nächsten 70 Kilometer nach Otjiveze. Uns empfängt eine graustaubige Siedlung, immerhin mit einem Lebensmittelshop und der Straßenabzweigung über Epembe ins Ovambo-land.

Unterwegs pflegen wir den ersten Kontakt mit vorüberziehenden Himba. Endlich kommen auch das in Windhoek im Schweiß unseres Angesichtes verladene Maismehl und der Zucker zum Einsatz. Groß ist die Freude der Frauen, wenn sie mit so kostbaren Dingen beschenkt werden. Ist doch Maismehl das wichtigste Nahrungsmittel hier auf dem Land. Man kocht sich daraus den bei der schwarzen Bevölkerung so beliebten Milipap. Wenn es den dann noch mit Zucker gibt, ist das wie Weihnachten und Unabhängigkeitstag gemeinsam. Die Männer, die wir mit ihren Herden treffen, freuen sich über Tabak und die meisten fragen auch noch mal wegen Zucker nach.

Hinter Okangwati sollte es für zweiradgetriebene Fahrzeuge zu Ende sein. Trotzdem versuchen es immer wieder ein paar Unbelehrbare und kommen mit etwas Glück

ein paar Tage später mit dem Donkeykarren zurück. Die Autovermietungen, die ihre Fahrzeuge dann mit gebrochenem Differential oder aufgerissener Ölwanne irgendwo im Nichts abholen müssen, sind meist nicht amüsiert. Können doch vorüberziehende Eingeborene von den Reifen bis zur Innenausstattung fast immer alles gebrauchen und Zeit dazu haben sie ja.

Nichts ist unmöglich

Zuerst einmal wühlen wir uns durch enorme Tiefsandstrecken, um dann über große, kleine und vor allem spitze Steine einige Anstiege in eine beeindruckende Bergwelt zu bewältigen. Unser Toyota fährt uns durch grüne Mopanewälder und vorüber an steilen Felsklippen, auf denen wir da und dort herumturnen. Von hier geht der Blick gen Osten. Am Horizont erkennen wir bereits die blauen Berge der Zebra-Mountains.

Selten treffen wir auf Brunnen neben der Piste. Wenn diese nicht verfallen sind, tränken dort Himba ihre Herden. Stolz zeigt man uns, wie die Handpumpe das lebens-



wichtige Nass emporfördert und nach der Übergabe einer Portion Zucker bringen die beiden jungen Himba die Pumpe für uns fast zum Glühen.

Eine Gruppe Frauen ist mit riesigen Holzbündeln zu ihren Hütten unterwegs. Als ich sie bitte, sie fotografieren zu dürfen, heben sie das Holz vom Kopf. Sie lachen sich fast tot, als ich behilflich sein will und unter der Last der Knüppel fast zusammenbreche. Am Anfang meist etwas reserviert doch dann immer locker und fröhlich verlaufen Dutzende von Begegnungen mit den Nomaden auf unserer Tour.

Wenn die spitzen Steine zu unserer Freude endlich einmal aufhören, kommen hinter der nächsten Kurve garantiert noch spitzere und größere. Endlich scheint die Strecke ganz auf Steine zu verzichten, um kurz darauf mit Schlaglöchern im Badewannenformat aufzuwarten.

Dichte Maponewälder und lichte Baumsavanne wechseln sich ab. Immer wieder durchfahren wir Trockenflüsse und sandi-

ge Passagen. Bald wird die Pad wieder steiniger.

Aber die kleinen nervtötenden Reifenpikser werden jetzt durch große Felsplatten ersetzt. Auf den unregelmäßigen Steinplatten lässt es sich noch recht gut fahren. Das Erdreich dazwischen hat allerdings der Regen ausgewaschen und tiefe Furchen und Gräben hinterlassen. Oft auch bilden die Felsplatten Stufen gegeneinander, auf denen sich sogar unser Fahrzeug schwer tut und das Differenzialgetriebe krachen lässt. Kilometerlang kommen wir über den zweiten Gang nicht hinaus, aber der Zeiger, der uns die Motortemperatur anzeigen soll, bewahrt die Ruhe und hält sich erstaunlicherweise stets im genehmigten Bereich auf. Ist das möglich?

Bei den Himba

Hatten wir unterwegs nun schon viele Begegnungen mit den Bewohnern des Koakolandes am Wegesrand, so besuchen wir nun auch einen Clan in seinem Kral. Das „Dorf“ besteht aus mehreren kreisrunden Hütten, die aus Knüppeln, gestampftem Lehm und Kuhdung gebaut sind. Die Männer sitzen am zentralen Feuer mit ihren Milipap-Töpfen und beachten uns zunächst kaum. Auch die Frauen sitzen in Grüppchen zusammen vor den Hütten. Wir überreichen unsere Gastgeschenke und erhalten winkend die Einladung, das Dorf zu betreten. Neugierig beäugt uns ein Dutzend Kinder. Die Mädchen lugen an zwei Zöpfen vorbei, die ihnen vor das Gesicht geflochten sind. Die Köpfe der Jungen sind bis auf einen kleinen Haarbüschel in der Mitte glatt geschoren. Sie alle freuen sich über den Zucker, der heute mal ihren Maispap versüßen wird.

Mütter tragen Kleinkinder mit Riemen verschnürt auf dem nackten Rücken. Wir bewundern den Schmuck der Frauen aus Eisen, Leder und Muscheln. Auch Kupfer und Horn können wir entdecken. Alles mit einem fettigen Ockerrot überzogen. Eine der jungen, hübschen Himbafrauen mal herzlich in den Arm zu nehmen, würde bedeuten, seine Kleidung in Zukunft entweder mit roten Fettflecken zu tragen oder sie wegzuschmeißen. Heute kommt auch die mitgeführte Vaseline zum Einsatz. Riesig ist die Freude der Damenwelt. Können sie doch vorläufig das rotbraune Mineralpulver statt mit Tier- oder Butterfett mit Vaseline anrühren. Ein absoluter Luxus, für den sie sich bei Gerdi mit einem handgeflochtenen Armreif freudestrahlend bedanken!

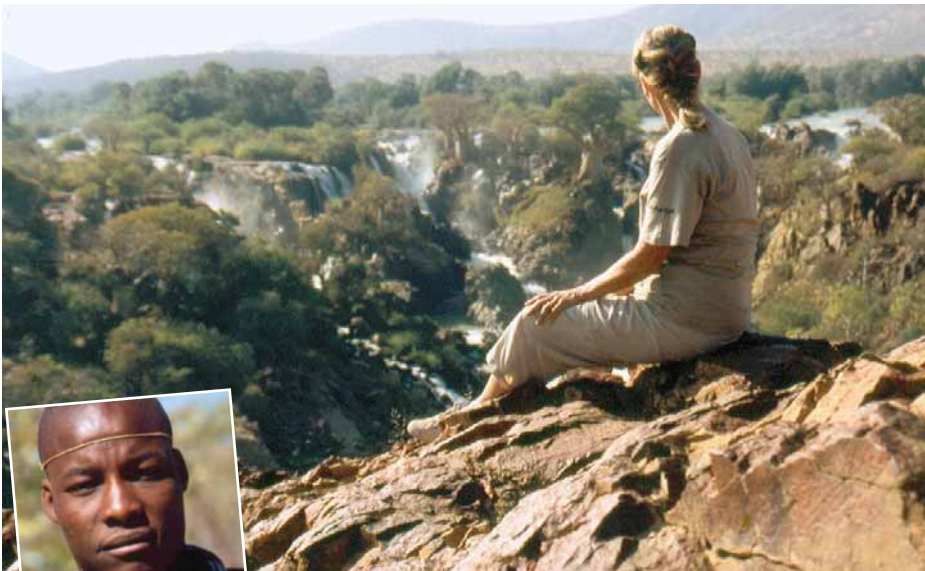
Man führt uns in eine der Hütten. Beim Eintreten müssen wir uns tief bücken. Vor uns liegt ein halbdunkler Raum von etwa drei Metern Durchmesser. Licht fällt nur durch den Eingang. In der Mitte kokelt ein winziges Feuer, auf das immer wieder Kräuter gegen Moskitos und Ungeziefer gekrümelt werden. Der Rauch brennt auch uns in den Augen. Der Boden ist mit Lederhäuten ausgelegt, auf denen man auch schläft. An der runden Wand hängen alle Schätze in Lederbeuteln, aber auch





schon in einigen Plastiktüten verstaubt. Zwei bis drei Kalebassen für Milch und Wasser vervollkommen schon fast die komplette Wohnungseinrichtung. Eine Tür kennen die Himba übrigens nicht. Ein quergestellter, roher Stock im Eingang muss reichen und tut es auch.

Inzwischen ist der mitgebrachte Zucker auch bis zu den abseits sitzenden Männern herumgereicht. Sie formen mit den Fingern kleine Milipap-Klöße und stippen sie genussvoll in billiges Speiseöl, das erst mal richtig kräftig gesüßt wurde. Auch wir werden aufgefordert mitzutunken. Schmeckt gewöhnungsbedürftig, aber es gibt Schlimmeres. Als wir der Männergruppe nun auch noch etwas Tabak spendieren, dürfen wir sogar den Clan-Ältesten, der würdevoll im Staub unter einem Busch thront, fotografieren.



Mukuru und die Ahnen

Der Besuch in einem zweiten Kral beschert uns hier nur Jugendliche und Kinder. Die Männer sind für viele Wochen mit dem Vieh unterwegs und die Frauen besuchen wohl das Nachbardorf, das nur drei bis vier Stunden zu Fuß entfernt liegt. Entfernungen bedeuten für einen Himba nichts. Ab und zu tauchen Vereinzelte im 400 Kilometer entfernten Outjo auf. Zu Fuß und per Anhalter unterwegs. Zeit spielt keine Rolle. Am Rande der Piste plötzlich ein Grab. Der Gedenkstein weist den Verstorbenen als wichtigen Häuptling aus. Noch mehr über die hohe Stellung dieses Mannes verraten die unzähligen langhörnigen Rinderschädel, die in den umstehenden Mopanebäumen gestapelt sind. Bis zu 100 Rinder werden geschlachtet, wenn ein wichtiger Himba seine Jagdgründe für immer verlässt. Die Kadaver der Rinder opfert das bettelarme Volk seinen Ahnen und überlässt sie in der Savanne den Hyänen und der Sonne. Die höchste Gottheit dieses Volkes ist zwar Mukuru – der Schöpfer, aber die Geister der Ahnen sind konkreter und so gut wie lebendig.



Zauberwort Kunene

Endlich erreichen wir den letzten knochentrockenen, staubigen Hügel, von dem die Straße sich jetzt nur noch in die Tiefe schlängelt.

Wir können unseren Augen kaum trauen. Tief unten, vor uns liegt das grüne Flusstal des Kunene. Wir erkennen aus der Ferne nur das glitzernde Band des kräftigen Stromes, eingerahmt von sattgrünen Ufern und den Wipfeln Tausender Palmen.

Wir dreschen den Toyota die letzten Kilometer den Hang hinunter und stoppen erst wenige Meter vom Ufer. Direkt vor uns stürzen sich die Epupa-Wasserfälle zwischen zahlreichen Inseln über die Klippen ins untere Flusstal. Ein Regenbogen zielt oberhalb der Gischt die Szenerie. Auf der anderen Seite des Stromes grüßt das Ufer von Angola. Direkt am Wasser, etwas flussaufwärts, östlich der Fälle, schlagen wir unser Dachzelt im Omarunga Camp unter einer Makalani-Palme auf. Verstaubt und verschwitzt stellen wir uns erst mal unter die Freiluftdusche. Einem noch erfrischenderen Sprung in die Fluten des Kunene müssen wir leider entsagen. Die Krokodile hier im Fluss sind nicht zu unterschätzen und meist sehr hungrig.

Epupa – Schlund des Kunene

Um den Fluss und vor allem die Epupa-Fälle so richtig zu erleben, unternehmen wir am nächsten Morgen einen Ausflug zu Fuß. Zuerst klettern wir direkt an die Fälle heran. Wir waten durch flache, sandige Furten und steigen über Felsen zum Teil so nahe, dass wir senkrecht in die Tiefe blicken können und die Gischt nicht nur sehen, sondern auch schmecken. Bei jedem Schritt höre ich hinter mir warnende Hinweise meiner ängstlich besorgten Ehefrau. Vor mir jedoch schießt der Fluss mit Getöse unter den gewaltigen Affenbrotbäumen hindurch Richtung Skelettküste. Auch unser schmaler Fußweg folgt dem Fluss in westlicher Richtung. Vorsichtig balancieren wir über den steilen Saumpfad. Ziegen klettern uns entgegen, um am Fluss zu trinken. Etwa einen Kilometer weiter quält sich 100 Meter unter uns der Fluss durch eine enge Schlucht. Ein einmaliger Punkt zum Rasten und Staunen. Mit einem Steinwurf erreiche ich das gegenüberliegende Angola.

Am Abend, sitzen wir am kleinen Lagerfeuer im Camp, über dem Feuer ein Stück Ziege und über dem Wasser und zwischen den Wipfeln der Makalani-Palmen hin- und herschießende Fledermäuse. Majestätisch versinkt die Sonne hinter einer Bergkette im jenseitigen Angola und die Dunkelheit greift rasch um sich, ohne wie im alten Europa lange mit der Dämmerung zu fackeln.

Ob das Rascheln des Schilfes soeben von einem hungrigen Krokodil verursacht wurde oder nur der Kunene etwas kräftiger gegen die Uferböschung drückt, weiß nur Mukuru – der Schöpfer – allein.